

Sollte Genosse Drupbacher aber wegen seiner „anarchistischen Ader“ aus der schweizerischen Sozialdemokratie ausgeschlossen werden, so wäre der Sturmmarsch der 96 Gänsefüßchen freilich nicht aufzuhalten, und ich wäre in derselben Verdammnis wie jener protestantische Humanist Simon Lemnius, der im Jahre des Heils 1588 in der guten Stadt Wittenberg einen katholischen Humanisten als Geistesverwandten angesprochen hatte und deshalb vor dem tobenden Zorn Luthers flüchten mußte. Darauf ließ Luther an die Kirchentüren anschlagen, der flüchtige Bube würde, wenn man ihn bekommen hätte, nach allen Rechten billig den Kopf verloren haben. So schlägt N. Njasanoff meine Exkommunikation an die Kirchentür der Marg-orthodoxie, obgleich der Genosse Drupbacher seinen Ehrentitel noch nicht einmal formell verloren hat. Flüchtig brauche ich deshalb freilich noch nicht zu werden, und so muß ich wohl auch auf die freischaltröhrlichen Komplimente verzichten, mit denen mein Märtyrer-Vorfahre Simon Lemnius, wie jeder Kenner der Kirchengeschichte weiß, seinem Pfaffen heimgeleuchtet hat.

In Nr. 5 der „Neuen Zeit“ muß ich dann noch einmal vors Brett, weil ich angeblich aus einem Sage des Genossen Wendel „alles andere“ herausgelesen haben soll, als was darin stände. Ich hatte nämlich einen Satz Wendels dahin aufgefaßt, daß ein Parteimitglied, das kein Muster katonischer Sittenstrenge sei, schon den Verdacht rechtfertige, ein Verräter zu sein. Ehe ich diesen ersten Tadel las, hatte mir Genosse Wendel jedoch bereits aus freien Stücken geschrieben, er habe den Satz „nur aus der Seele Bebel's und Liebknecht's, aber beileibe nicht aus seiner eigenen“ gemeint. Von dieser Berichtigung nehme ich mit großem Vergnügen Notiz und bebaure nur, daß Genosse Wendel die erfreuliche Grenzscheide nicht schon in seiner Schrift über Bebel selbst gezogen hat. Aber gegen meine inhaltliche Wiedergabe seines Satzes erhebt Genosse Wendel, der es wohl am besten wissen muß, nicht den geringsten Einwand, und die Behauptung, daß ich „alles andere“ daraus gelesen haben soll, als was darin steht, ist in der Tat nur ein hinfalliges Gerede.

Bücherschau.

H. Laufenberg, *Hamburg und die französische Revolution*. Hamburg 1913. Kommissionsverlag der Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Muer & Co. 344 Seiten. Preis 80 Pfennig.

Wieder eine Schrift, die von der regen Bildungsarbeit unserer Hamburger Genossen wie auch von dem Eifer und den Fähigkeiten ihres Veraters in solchen Fragen, des Genossen Laufenberg, das rühmlichste Zeugnis ablegt. Die mannigfachen und mannigfach wechselnden Beziehungen der größten deutschen Handelsstadt zur französischen Revolution werden in dieser Schrift mit einer Gründlichkeit und Klarheit dargelegt, die in der bürgerlichen Geschichtsliteratur nicht ihresgleichen hat und — täuschen wir uns darüber nicht! — auch nicht haben kann.

Denn wer könnte die Geschichte einer großen Handelsstadt schreiben, zumal in den Tagen gewaltiger Umwälzungen, ohne daß sie sich lesen würde wie eine Satire auf den großen Handel und seine Träger! Nicht als ob Laufenberg auf eine solche Satire ausginge! Sein Fehler, wenn es anders nicht ein Vorzug ist, liegt eher nach der entgegengesetzten Seite; er bleibt immer sachlich und wird mitunter selbst trocken; er läßt lieber die Tatsachen selbst reden, als daß er dem Leser sein Urteil darbietet oder gar aufdrängt. Aber die Tatsachen selbst versteht er mit Wienenfleiß zu sammeln, so daß sie eine sehr eindringliche Sprache reden, eine viel eindringlichere, als der genialste Satiriker reden könnte. Was unsere wichtigsten Köpfe, von Reising bis Heine, über die „fatte Jugend und zahlungsfähige Moral“ der Hamburger Bourgeoisie gespottet haben, reicht nicht an den graufamen Wit heran, der in den Dingen selbst steckt.

Hamburg war gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts die größte und reichste Stadt Deutschlands, und Lessing hielt es deshalb und dann auch wegen „seines Wohlstandes und seiner Freiheit“ für den geeignetsten Ort, ein deutsches Nationaltheater zu gründen. Der Traum war kurz und das Erwachen daraus schrecklich; „soviel ich diesen Ort nun habe kennen lernen, dürfte es auch wohl gerade der sein, wo ein solcher Traum am spätesten in Erfüllung gehen wird“, meinte Lessing nach der kurzen Frist eines Jahres. Damals lautete das Freiheits- und Nationallied der Hamburger Bourgeoisie: „Wir ruhen sanft auf federreichen Betten Und achten nicht der Tyrannet.“ Die ersten Jahre der französischen Revolution scheuchten sie denn auch keineswegs schon von den „federreichen“ Betten auf. Im Gegenteil ergab sich aus den ökonomischen und politischen Zusammenhängen der damaligen Zeit, die Laufenberg eingehend auseinandersetzt, daß die großen Hansen des Hamburger Handels zunächst keine Geschäfte machten, so daß eine Flugschrift ihnen zurufen konnte: „Ihr speißtet englisches Gold und labtet euch am preußischen, ihr kostetet das österreichische wie einen Lederbissen und trinkt das französische wie Wasser. . . In aller Herren Ländern kauft ihr auf Korn und Brot, und von euch hing es ab, ob Robbinsen sich sättigen oder ob sie hungrig bleiben sollten.

Aber der glückliche Augenblick ging vorüber, und es kam ein gewaltiger Umschlag der Dinge. Unter der napoleonischen Herrschaft wurde Hamburg ein Grundpfeiler sowohl des Kontinentalsystems als auch der französischen Militärmacht auf deutschem Gebiet. Schließlich wurde es dem französischen Weltreich einverleibt und hatte eine furchtbare Belagerung zu erleiden, bis die französische Fahne von seinen Wällen sank, später als irgendwo sonst auf dem Festland. Erst am 29. April 1814, also fast einen Monat nach dem Falle Napoleons, kapitulierte der Marschall Dabaut, der die Stadt aufs zähfeste verteidigt hatte, vor den russischen Belagerungstruppen. In allem Wechsel der Dinge aber blieb sich die Hamburger Bourgeoisie gleich; immer feige, kriechend vor jedem Gewalthaber, aber sobald er zu wanken begann, „stets erbötig, das Hemd zu wechseln und die Haut, wenn nötig“; nationale Gesinnung und Opferfähigkeit haben sich während der Franzosenzeit Hamburgs nur in den sogenannten unteren wie etwa noch mittleren Volksschichten gefunden.

Was das schildert Laufenberg in seiner immer gründlichen und zuverlässigen Weise, und wir begrüßen sein Buch gern als einen wertvollen Beitrag zur Parteiliteratur.

Heinrich v. Treitschke, Briefe. Herausgegeben von Max Cornicelius. Zweiter Band. 1859 bis 1866. Leipzig 1913, Verlag von S. Hirzel. 496 Seiten. Preis geheftet 10 Mark, gebunden 12 Mark.

Den ersten Band dieser Briefsammlung haben wir eingehend besprochen; über den zweiten Band können wir uns kürzer fassen, da er zwar für die persönlichen Verehrer Treitschkes viel Fesselndes enthält, aber nicht so viele helle Richter auf die historische Entwicklung wirft wie der erste. Er umfaßt die sieben Jahre, in denen sich Treitschke zum entschlossenen Vorkämpfer der preussischen Vorkherrschaft über Deutschland entwickelte. Wir können uns der Besorgnis nicht ent schlagen, daß, wenn der Briefwechsel in diesem langsamen Tempo fortschreitet, ihm schließlich die Teilnahme der Leser ausgehen wird. Nach 1866 hat Treitschke noch dreißig Jahre gelebt, und sein eigentlicher Einfluß auf die Politik fällt erst in diese Zeit; eine Briefsammlung von vier oder fünf starken Bänden, zumal wenn die Antworten fehlen, wäre des Guten allzuviel.

Am liebenswürdigsten gibt sich Treitschke in seinen Briefen an Gustava v. Haselberg, eine Leidensgefährtin, die wie er durch Taubheit von der Welt abgeschlossen war, aber sich gleichwohl die Heiterkeit der Seele bewahrt hatte. So schreibt er ihr einmal: „Zum Erzgebirge hab' ich Gott zum erstenmal vergeben, daß er mich in Sachsen hat zur Welt kommen lassen. Dort oben ist die fatale aufbringliche Höflichkeit der Ehrensachsen noch naturwüchsige liebenswürdige Offenheit und Zutullich-